Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 22

Artikel: "Zu viele Schweizer?" : ein wahres Ferienerlebnis
Autor: Bischof, Urs
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672183

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Urs Bischof

«ZU VIELE SCHWEIZER?»

Ein wahres Ferienerlebnis

Ferienerlebnisse sind im allgemeinen fröhlicher Natur. Man spricht vom Meeressand, von den Ballspielen am Strand, von den Gelati-Verkäufern, von der hundertsten Spaghettiplatte, die einem vorgesetzt wurde sowie von den gebräunten, ewig lebhaften, bis nachts um elf Uhr auf den Strassen herumspringenden Kindern. Man sehnt sich zurück nach der südlichen Wärme und schliesst die Augen, während man sich im Bürostuhl räkelt; und für wenige Sekunden hat man das Gefühl, wieder am Strand unter einem bunten Schirm zu liegen.

Aber es gibt auch andere Erinnerungen, die man nicht vergisst. Dazu gehört die Geschichte von Herrn Weiser und seiner Frau, einem jungen Ehepaar aus dem Kanton Solothurn. Beide waren bisher nur selten in den Ferien gewesen und noch niemals im Ausland. Jetzt aber hatte ihnen der Arzt einen Meeraufenthalt empfohlen, zwei Wochen der Ruhe irgendwo an der Küste des Adriatischen Meeres. Rimini? «Ach, dort hat es zu viele Schweizer», sagten alle Bekannten mit verächtlichem Mundwinkelzucken. «Geht doch irgendwohin, wo Ihr keinen Landsleuten begegnet. Solche seht Ihr ja das Jahr hindurch genug.» Herr Weiser überlegte sich's, aber da er kein Wort italienisch sprach, fand er es doch klüger, sich nicht irgendwo auf dem Lande zu vergraben, sondern an einen belebten Kurort zu fahren, wo man vielleicht mit ein paar Brocken französisch und dazu passenden Gesten durchkam.

Die Reise ging gut, das Paar aus der Schweiz traf zur abgemachten Zeit am Bestimmungsort ein und fand sich in einer kleinen, sauberen Pension herzlich willkommen geheissen. Am Nebentisch sass eine Gruppe aus Zürich, auf der andern Seite eine Grossmutter mit zwei Kindern aus dem Thurgau. Man grüsste sich, ging aber im übrigen seiner Wege. Am Vormittag lockte der Strand, am Nachmittag der nahe Pinienwald. Und abends bummelte man über die Piazza, wo Autobusse mit frischen Gästen anfuhren und der Kioskinhaber die neuesten Zeitungen aus dem Ausland auflegte.

So ging es zwei, drei Tage, dann geschah das Unerwartete: Frau Weiser wurde krank. Sie wand sich plötzlich des Nachts mit schweren Magenkrämpfen im Bett, nicht wissend, woher die Schmerzen kamen: von einer zu kalten Glace, von zu heissen Sonnenbädern, vom ungewohnten Meerwasser oder von allem zusammen. Am nächsten Morgen gab man ihr einen Tee, der vorübergehend Besserung brachte, aber dann setzten die Krämpfe wieder ein, stärker und anhaltender als je, und die herbeigeholte Aerztin wusste keinen bessern Rat, als die Patientin sofort ins nahe Spital einzuliefern.

Für den zurückbleibenden Ehemann war das eine schwere Zeit. Er sass untätig im Hotelgarten, mochte nicht baden gehen, durfte seine Frau nur zweimal im Tag kurz besuchen und ging auch dann jeweils unbefriedigt aus dem Spital weg, weil er auf Grund seiner mangelhaften Italienisch-Kenntnisse nie mit den Schwestern und dem Arzt reden konnte und infolgedessen über den Stand der Dinge vollkommen im ungewissen blieb. Gewiss: die Pflegerinnen taten alles, was in ihrer Macht stand, und der Herr Doktor machte einen guten Eindruck. Aber scheinbar konnten sie seiner Frau nicht helfen, denn ihre Schmerzen verstärkten sich eher, als dass sie schwanden, und eines Abends führte man sie in den Operationssaal zum Chirurgen.

«Wie geht es Ihrer Frau?» erkundigten sich unterdessen die übrigen Pensionsgäste bei Herrn Weiser. «Ach», sagte er, «nicht gut, aber es wird vortrefflich für sie gesorgt.» Dann gingen die andern Leute jeweils wieder baden, indes der junge Mann — er war etwas über dreissig — sich für eine Viertelstunde auf den Schaukelstuhl setzte und dann wieder den Weg ins Spital einschlug.

Der Weg dorthin wurde ihm kurz, aber der Heimweg in die Pension lang: denn als er ins Krankenzimmer trat, lag seine Frau im Sterben, und zehn Minuten später schloss sie ihre Augen für immer.

Ferienerinnerungen? Ja, auch Herr Weiser hat welche. Keine, die mit fröhlichem Strandleben und erfrischenden Ausflugsfahrten zu tun haben, das versteht sich. Er denkt an die durchwachten Nächte und an die äthergeschwengerte Spitalluft, an die widrigen Formalitäten und die traurige Heimkehr. Aber noch etwas ist ihm unvergesslich: die warme Anteilnahme der Schweizer, die er in seinem klei-

nen Hotel erfahren durfte. Als die Kunde vom Tode seiner Frau von Tisch zu Tisch gegangen war, gab es niemanden im Haus, der ihm nicht mit bebenden Lippen die Hand schüttelte, niemanden, der ihm nicht ein tröstendes Wort zu sagen versuchte. Auf seinem Platz stand am Abend ein Nelkenstrauss, ein letzter Gruss von der thurgauischen Grossmutter und ihren Enkeln am Nebentisch an die Verstorbene, die sie eigentlich gar nicht gekannt hatten, und wie selbstverständlich nahmen die Zürcher nach dem Abendessen den einsamen Mann in ihren Kreis, damit er nicht allein sei. Aber das Schönste geschah am nächsten Morgen, als ein bisher völlig unbekannter Solothurner aus einem andern Hotel bei dem schwer geprüften Mann auftauchte, ihm erzählte, er hätte von seinem schweren Leid gehört, und ihm von sich aus anerbot, das Geld für den Spitalaufenthalt und die Operation seiner Frau vorzuschiessen; mit dem Zurückzahlen habe es keine Eile.

Der junge Mann nahm das Anerbieten dankbar an, und wir sind überzeugt, dass er sich Mühe geben wird, das Geliehene in kurzer Zeit zurückzuzahlen. «Ach, dort hat es zu viele Schweizer», hatten ihm vor der Ferienreise seine Kollegen gesagt und nicht verstehen wollen, warum er sich nicht einen anderen Ort auswählte.

Aber heute verstehen sie es vielleicht. Andernfalls kann ihnen Herr Weiser aus eigener Erfahrung sagen, wie wohl es tut, «zu viele Schweizer» in der Nähe zu haben und sich in schweren Stunden mit irgend jemandem verbunden zu fühlen. Und das sind und bleiben halt doch in erster Linie die eigenen Landsleute.

Alice Fricker

DER REGENBOGEN

Verena Klee hatte ein sensibles und gütiges Herz und ein grosses Verantwortungsbewusstsein. Als sie fünf Jahre alt war, ein wenig hübsches Kind mit hellbraunem, unkleidsam frisiertem Haar und einer Klammer über den Zähnen, wurden die Zwillinge, Freda und Yvonne geboren, deren ergebene Sklavin Verena vom ersten Augenblick an war. Später, nachdem Verena aus der Schule kam, wurde es als gegeben hingenommen, ihr den Haushalt zu überlassen. Frau Klee war zart und verwöhnt, sie wurde unfehlbar krank, wenn zu viel Arbeit auf ihr lastete. Vater Klee war nicht ganz wohl bei dieser Anordnung, denn er wusste, dass ein Mädchen, so wenig anziehend wie Verena, einen Beruf erlernen sollte, um später selbständig zu sein. Da sie aber besser kochte und billiger zu haushalten verstand als seine Frau, brachte er das sich regende Gewissen zum Schweigen.

Als die Zwillinge heranwuchsen, hatten sie, zum Unterschied von Verena, zahlreiche Bewunderer, wurden zum Tanzen und Picknicken eingeladen und fanden keine Zeit, Verena im Haushalt zu helfen. Mit leisem Seufzen vertröstete sich die ältere Schwester auf die Zukunft. Es war so niederdrückend, stets zu Hause zu sitzen und flicken zu müssen, wenn die andern ihren Vergnügungen nachgingen. Verena sehnte sich darnach, ein klein wenig geliebt zu werden und nicht von allem ausgeschlossen, einsam und zurückgesetzt zu bleiben.

Eines Tages begegnete sie Ferdinand — ja, sie lief geradewegs in ihn hinein. Er kam daher, als Verena mit einem grossen Papiersack voll Orangen eilig aus dem Obstladen trat, auf dem Trottoir ausglitt und in Ferdinands hilfreich ausgebreitete Arme fiel. Als sie aufblickte, um sich zu entschuldigen, entdeckte sie, dass Ferdinand der bestaussehende junge Mann war, den sie je gesehen hatte.

«Bitte, bemühen Sie sich nicht», wehrte sie verlegen, als Ferdinand sich bückte, um die herumliegenden Orangen aufzulesen, von denen noch einige im Rollen begriffen waren. Verena schoss hierhin und dorthin und stopfte die Früchte in ihre Manteltaschen, weil der Papiersack geplatzt war. «Vielen Dank für Ihre Mühe», sagte sie, den Rest der Orangen in Händen und blickte mit ihrem warmen Lächeln zu Ferdinand empor.

«Ich werde Sie nach Hause begleiten und Ihnen tragen helfen», entschloss sich der junge Mann.

«Es ist wirklich nicht notwendig.» Verena errötete vor Verlegenheit. «Ich meine», fügte sie ungeschickt hinzu, «es ist ein ziemlich weiter Weg, und ich möchte Ihnen nicht noch mehr Mühe machen.» Aber Ferdinand liess sich von seinem Vorhaben nicht abbringen.

Dem Mädchen schien die Sonne plötzlich heller und wärmer geworden, die ganze Strasse trug ein verändertes Aussehen. Verena wünschte sehnlich, ihr Mantel wäre weniger alt und schäbig, und sie